



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

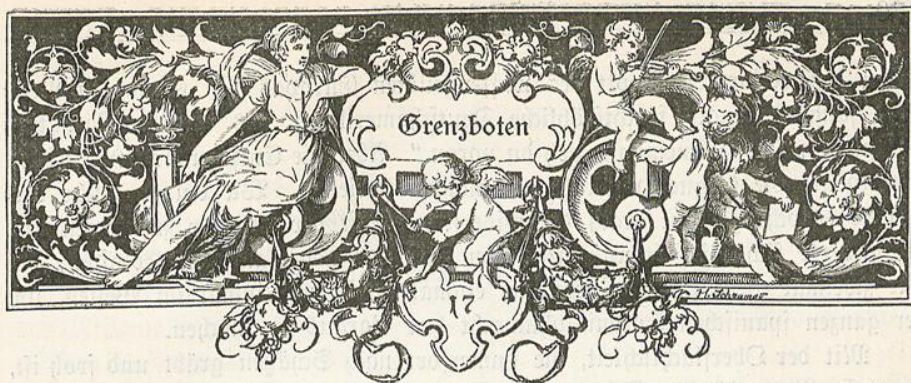
**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schölermann, Wilhelm: Rassen und Kriege

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Rassen und Kriege



Die neusten kriegswissenschaftlichen Arbeiten lassen von Jahr zu Jahr deutlicher erkennen, daß sie nicht nur dem rein fachmännischen und technischen, sondern auch dem Studium der Völkerpsychologie eine erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden. Das entspricht auch ganz den veränderten Bedingungen, unter denen die stehenden Volkshere herangebildet werden. Der spanisch-amerikanische Krieg hat die Überlegenheit der amerikanischen Waffen zur See und zu Lande dargethan. Die Rückwirkung des kurzen, blutigen Ringens auf die den Gang der Ereignisse mit Spannung beobachtenden europäischen Nationen konnte nicht ausbleiben. Spanien hatte ein stehendes, diszipliniertes Heer, dem die Vereinigten Staaten nur Milizen und Freiwillige entgegenstellen konnten; beide Völker schienen kriegerisch und selbstbewußt genug, einen erbitterten Kampf wahrscheinlich zu machen. Man erwartete, daß die Spanier dem Yankeeübermut zu Anfang manche heilsame Lektion erteilen würden; auf die Dauer müsse natürlich der Dollar den Ausschlag geben.

Aber es kam anders. Als Mac Kinley, unter dem Zwang einer eigentümlichen Form von Tyrannei, die in Republiken ihr Wesen treibt, höchst ungern das bekannte Ultimatum nach Madrid telegraphierte,\*) das mit stolzem Schweigen beantwortet wurde, brach ohne eigentliche Kriegserklärung der merkwürdigste Rassenkampf aus, der seltsamste und zugleich lehrreichste, den das Jahrhundert gesehen hat. Der Anfang war entschieden das drolligste Schauspiel, das man sich denken konnte. Zwei bis an die Zähne ungerüstete Gegner suchten einander an Planlosigkeit und Schwerfälligkeit zu überbieten. Das zog

\*) Es wird dagegen von einigen glaubwürdigen, dem Präsidenten nahestehenden Personen behauptet, seine Abneigung gegen den Krieg sei „rein äußerlich“ gewesen.

ihnen den verdienten Spott des waffengeübten Europas zu. Sogar in Newyork fangen damals feuchtfröhliche Deutschamerikaner das auf die Situation passende: „Du, Hannemann, geh du voran.“ Aber die Entscheidung trat schnell ein, sobald die Gegner wirklich an einander gerieten. Wie ein zu Asche verkohltes Knochengerippe brach die Widerstandskraft der Spanier zusammen und verpulverte sich wie Staub unter dem Fuß des amerikanischen Kolosses, der nur zweimal niederzutreten brauchte, einmal im Osten, einmal im Westen, um der ganzen spanischen Kolonialohnmacht den Garaus zu machen.

Mit der Oberflächlichkeit, die immerfort nach Schätzen gräbt und froh ist, wenn sie Regenwürmer findet, verkündete nun eine Anzahl derer, die nie alle werden, daß mit diesem Siege der Amerikaner dem „System des alten Europas“ das Todesurteil gesprochen sei. „Stehende Heere sind nicht nur ein kostspieliger Apparat, sondern ganz überflüssig, das haben die Amerikaner glänzend bewiesen“ und andre Schlagworte mehr schwirrten durch die Köpfe der Überklugen, hüben wie drüben. Von einem Teil der Tagespresse zu parteipolitischen Zwecken weidlich ausgeschrotet, gewann dieser Trugschluß zeitweilig einen fast epidemischen Charakter. Die meisten amerikanischen Zeitungen, die mit ihren systematischen Sez- und Sensationsartikeln den Krieg seit Jahren vorbereitet hatten, frohlockten natürlich. Aber selbst in Deutschland ließen die Abrüstungsgedanken, die so merkwürdig folgerichtig im geeigneten Augenblick wieder ans Tageslicht gezogen wurden, den Gemütern unter dem ersten Eindruck der Ereignisse keine Ruhe.

Den Amerikanern mag der Nichtbeteiligte ihre kleine Freude ruhig gönnen, denn dort verliert die zu lärmender Prahlucht immer hinneigende Masse schon über geringere Dinge das besonnene Urteil. Überdies repräsentiert die sogenannte „gelbe Presse“ nur einen Teil des amerikanischen Volkes und nicht eben den besten. Die wirkliche Intelligenz und Bildung in den Vereinigten Staaten befaßt sich nur zum geringsten Teil mit dem politischen Parteitreiben, wo die rohen Instinkte der Majoritäten kein höheres geistiges Leben aufkommen lassen. Während und nach dem Kriege hatte ich mehrfach mit Amerikanern zu verkehren Gelegenheit, die ihren gesunden Menschenverstand nicht verloren hatten und die billige Weisheit der Zeitungsschreiber vornehm belächelten.

Um so überraschender und bedauerlicher muß es aber auf jeden Deutschen wirken, der die amerikanischen Verhältnisse einigermaßen aus eigener Anschauung kennt, daß sogar ein praktischer Kolonialpolitiker, wie Karl Peters, durch den leichten Sieg der Yankees so sehr geblendet werden konnte, daß er alles Ernstes unter die Miliztheoretiker ging. Die Magdeburgische Zeitung brachte aus seiner Feder mehrere Artikel, aus denen ich nur folgende Stelle zitiere: „Was haben Spanien sein stehendes Heer und seine alte Tradition genützt? Der letzte Krieg wird das Wertschätzungsurteil über Miliz und stehende Heere wesentlich

abändern. Die alten spanischen Veteranen(!\*) haben doch eine recht klägliche Rolle gegenüber den amerikanischen Milizen gespielt. Heutzutage, wo der Krieg mehr und mehr zu einer Entscheidung zwischen Schnellfeuergeschützen geworden ist, spielt die Marschdisziplin nicht mehr die Rolle, wie im siebenjährigen, in den napoleonischen und im Kriege von 1870. Feuerdisziplin und Treffsicherheit sind die Kraftmittel, die letzten Endes entscheiden. Damit verlieren die regulären Truppen zum guten Teil ihr Übergewicht über volunteers und Milizen, vorausgesetzt, daß sie ebenso gut geführt werden und aus mutigen Völkern hervorgegangen sind."

Das liest sich alles recht schön und gut. Nur hat Peters dabei vergessen, daß es zunächst auf den Feind ankommt, den man vor sich hat; daß stehende Heere nicht allein wegen der Marschdisziplin ausgebildet werden, sondern um ein ganzes Volk im Gebrauch der Waffen zu seiner Notwehr einzuüben; und drittens, daß Feuerdisziplin und Treffsicherheit auch in frühern Kriegen, vor allem in den friderizianischen, schon sehr nützlich und oft sogar ausschlaggebend gewesen sind. (Mollwitz, um gleich das erste Beispiel herauszugreifen, hat die Feuerdisziplin der „wandelnden Maschinen“ in ein recht überraschendes Licht gerückt, überraschend sogar für Friedrich, als er vernahm, daß die preußische Infanterie im letzten Augenblick noch den Andrang der weit überlegenen österreichischen Reiterei zum Stehen gebracht und dann alles vor sich hergetrieben hatte!) Und wenn die zähe Widerstandskraft und Mannszucht der Hannoveraner und anglo-schottischen Fußtruppen bei Waterloo auch die Schlacht nicht gewinnen konnten, so haben sie doch die Massenangriffe Napoleons so lange ausgehalten, bis die Preußen kamen.

Der Hauptirrtum in der Beurteilung des spanisch-amerikanischen Krieges scheint mir darin zu liegen, daß man von vornherein die Spanier zu hoch, die Amerikaner zu niedrig eingeschätzt hatte, dann aber umgekehrt verfuhr, als der Kampf vorüber war. Man hatte die Rassenunterschiede zu wenig berücksichtigt.

Sehen wir uns einmal die amerikanischen Truppen etwas näher an. Körperlich bestehen sie zunächst aus den ausgesuchtesten Leuten, die man sich nur wünschen kann. Das kommt daher, weil in den Rekrutendepots der Union eine sehr strenge Auswahl aus den massenhaften Anmeldungen zum Dienst in der Flotte und Armee getroffen werden kann. Rohmaterial ist immer vorhanden. Physisch abgehärtete und verwegene Gesellen finden sich jederzeit genug in dem bunten Völkergemisch der Union, die gegen hohen Sold einige Jahre ihre wertlose Haut zu Markte tragen wollen. In Amerika ist das Soldatenspiel eine einfache Geschäftssache, wie jede andre. Doch werden bei

\*) Es scheint in Europa den wenigsten bekannt gewesen zu sein, daß weitaus die Mehrzahl der „alten spanischen Veteranen“ auf Kuba junge Burschen zwischen 14 und 22 Jahren waren.

der Untersuchung in gewöhnlichen Zeiten von zehn Bewerbern meistens sieben oder acht zurückgewiesen. Mit ihren einundsiebzig Millionen Einwohnern darf sich die Union das erlauben! Bei den eingestellten Rekruten ist dann wohl auch die Durchschnittsintelligenz verhältnismäßig hoch, vielleicht höher als anderswo bei Soldtruppen. Wir Deutschen verbinden mit dem Wort „Söldner“ meistens einen etwas geringschätzigen Begriff, weil wir ein Volksheer haben, dem alle Stände angehören. Wir sind daher leicht geneigt, den Wert von Soldtruppen im Kriegsfall gering anzuschlagen, vielleicht zu gering, wenn wir bedenken, daß die alten hessischen und braunschweigischen Soldaten mit ihrer zähen Tapferkeit den Engländern so manche Schlacht schlagen halfen und wegen ihrer Disziplin „hoch im Preise standen“! So ist jetzt auch die militärische Verwendbarkeit der amerikanischen Milizen unterschätzt worden, weil man vergaß, daß sie zumeist reguläre stehende Regimenter sind, die durch die ununterbrochenen Ausrottungskämpfe gegen die Indianer an Strapazen gewöhnt werden und besonders für die Verhältnisse auf Kuba ganz geeignet erscheinen müssen. Unter diese Regulären verteilt waren die Freiwilligen, ein bunt zusammengewürfeltes Korps, allerlei dunkle Ehrenmänner, Jäger, Abenteurer, Mörder (in einem mir bekannt gewordenen Falle wurde ein Verbrecher zufällig vor der Front von seinem Offizier, der aus demselben Orte kam, erkannt!), aber neben diesen auch bessere Elemente, darunter Sportsmen und Mitglieder der verwöhnten Plutokratie von Newyork, in der Mehrzahl junge Männer, die durch training des Körpers und Unternehmungslust kein schlechtes Material liefern. Diese volunteers haben denn auch ihre Feuerprobe recht gut bestanden. Das ist natürlich wohl wieder ein schlagender Beweis für die Entbehrlichkeit der stehenden Heere? Keineswegs ist er das, sondern nur für die durchschnittliche Brauchbarkeit und Zähigkeit der Amerikaner. Ein freiwilliges Aufgebot in England und Deutschland\*) würde ganz ähnliche gute Rasseigenschaften zu Tage fördern, nur mit dem „kleinen“ Unterschiede, daß wir uns nicht in Europa so gemächlich Zeit lassen könnten, um mobil zu werden, und einem ganz andern Feinde schnell gegenüberreten müßten.

Man darf doch nicht vergessen, daß der stolze Todesmut der spanischen Soldaten kein hinreichendes Gegengewicht zu bieten vermag gegen ihre mangelnde Intelligenz. Schwerfälligkeit und das Fehlen jeglicher Initiative hat die spanische Armee von jeher ausgezeichnet, die nur zu sterben, aber selten zu siegen verstand. Das hat auch Wellington zu seinem Leidwesen mehr als einmal erfahren. Die spanischen Alliierten waren, vom General bis zum Gemeinen, mutig, aber — faul. Ebenso zeigten sie sich gegen die Amerikaner auf Kuba. Kleine Abteilungen wurden fast aufgerieben, das Ganze blieb unthätig. Wäre es sonst möglich gewesen, eine gut besetzte Stellung, wie die von Santiago, ohne

\*) Beweis: die Befreiungskriege von 1813—15.

hinreichende Artillerie zu nehmen? Aber weder Santiago noch Manila sind ernsthaft und militärisch verteidigt worden. Staunend hat General Shafter beim Einrücken in die Stadt erkannt, welche gewaltigen Stellungen ihm ohne Schwertstreich ausgeliefert wurden, nachdem der tapfere Linares verwundet worden war. Wie mir ein Augenzeuge erzählte, „erschrak der General förmlich über die innern Linien, deren Sturm ihm leicht noch fünftausend Mann hätte kosten können.“ Der deutsche Konsul in Manila wird auch nicht so Unrecht gehabt haben, wenn er, als preußischer Offizier, nicht mit den übrigen fremden Konsuln übereinstimmte, „daß die weitere Verteidigung der Stadtbefestigungen gänzlich aussichtslos“ sei. Am nächsten Morgen nahmen zwei kalifornische Regimenter in einem Anlauf die Stadt und besetzten sie, ohne auf ernstern Widerstand zu stoßen. Solche Einzelheiten und kleinen Züge, die entweder gar nicht an die Öffentlichkeit kommen oder doch nicht genügend beachtet werden, lassen oft tiefer blicken, als die trockne Chronik der Ereignisse im Zeitungstelegrammstil.

Daß der Wert der amerikanischen Truppen nicht auf „unerreichbarer“ Höhe steht, geht doch wohl zur Genüge aus den jüngsten Kämpfen auf den Philippinen hervor, wo sich 25 000 (schreibe fünfundzwanzigtausend) Mann bestbewaffneter Helden nur mit knapper Not gegen halb wilde Tagalen behaupten können, die nach amerikanischer Schätzung ihnen an Zahl ungefähr ebenbürtig in den Gefechten gewesen sind. Die Philippinos machen den Yankee's mehr Mühe als die Spanier! Einfach deshalb, weil sie sich ordentlich zur Wehr setzen — was die Spanier eben nicht thaten — und in ihrer kindlichen Unschuld für die Segnungen der amerikanischen „Freiheit,“ die ihnen mit Pulver und Brand zum Bewußtsein gebracht werden soll, unempfänglich sind.

Wenn aber die Siege über die spanischen „stehenden Heere“ so bedeutende militärische Leistungen der Amerikaner waren, weshalb machen sie dann nicht mit den Philippinern, gegen die sie über die doppelte Anzahl Truppen verfügen, kurzen Prozeß?

Angesichts der unüberlegten Schlußfolgerungen, die in den Köpfen ihren Unfug getrieben haben, ist es wohl gestattet, einmal die Frage aufzuwerfen, was denn aus den fidelem Belagerern von Santiago geworden wäre, wenn die Befestigungen, anstatt von den Spaniern, von einigen pommer'schen Grenadieren und holsteinischen Kanonieren verteidigt worden wären? Als Kommandanten setzen wir einmal Gneisenau und Mettelbeck, oder auch Preußner und Jungmann (Eckernförde, 5. April 1849), und statt des „wochenlang zum Entsatz herbeieilenden“ General Pando einen umsichtigen, thatkräftigen Offizier, der seine Pflicht und Schuldigkeit thäte. Wie wäre dann das Schlachtenbild geworden? Die durch drei vorhergegangne Schlachttage sehr erschöpften Belagerungstruppen würden unter einem Kreuzfeuer total aufgerieben worden sein. Daß die Vereinigten Staaten dann natürlich hunderttausend, und wenn diese auch zu Grunde gegangen wären, schließlich zehnmal hunderttausend Menschen nach Kuba ge-

schickt haben könnten, kann an der Thatsache nichts ändern, daß die winzige vor Santiago kämpfende amerikanische Armee ihre überraschenden Erfolge weniger ihrer Tollkühnheit und ihren militärischen Leistungen, als der unerhörten Indolenz ihres Gegners zu verdanken hatte. Die Spanier haben es im ganzen Kriege nie über eine passive Defensiv gebracht. Diese Indolenz, diese fast unglaubliche Unthätigkeit ist in erster Linie ein Erkennungszeichen im Niedergang begriffener Rassen, dann aber auch ein besondres Merkmal der Spanier seit Generationen gewesen. Denselben Mangel an Unternehmungsgeist bewiesen sie in der Kaperei zur See. Kein einziges amerikanisches Handelsschiff haben sie überhaupt nur wegzunehmen versucht. Die Yankees holten alle Tage gekaperte Schiffe nach Key-West herein, was Uncle Sams Mannschaften offenbar viel Vergnügen und Preisgelder verschaffte.

Der eigentliche Kampf zwischen den feindlichen Flotten liefert noch interessantere Belege für die Rassenverschiedenheit; von der technischen Seite hat man das Fazit rasch gezogen — ebenso wie im japanisch-chinesischen Seekriege —, während das Spiel der geistigen Kräfte dort wie hier nicht immer hinreichend berücksichtigt wurde. Bei Cavite hat altes Holz bewiesen, was man ohnehin schon vorher wußte, daß es gegen neue Panzerplatten und Granaten verloren ist. Anders bei Santiago.

Durch eine kühne Fahrt über den Atlantic lenkt Cervera, Spaniens tapferster Admiral, für kurze Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit und Teilnahme auf sich. Wider Erwarten glückt es ihm, unbemerkt von den auf ihn lauenden beiden amerikanischen Geschwadern Sampsons und Schleys, die kubanische Küste zu erreichen. Auf die Fixigkeit der Yankees wirkt das ein so zweifelhaftes Licht, daß die Nachricht von Cerveras Einfahrt in den Hafen von Santiago in Spanien schon wie eine Siegesbotschaft aufgenommen wurde, während doch nur Kohlenmangel die bedenkliche Ursache davon war. Von Madrid schickt man einen telegraphischen Glückwunsch an den Admiral und — jetzt kommt das „spanische“ an der Sache — überläßt ihn seinem Schicksal. Anstatt sofort ein zweites Geschwader nach Westindien zu senden, um die ungleichen Streitkräfte wenigstens einigermaßen auszugleichen (durch getrennte Aufgaben, d. h. durch Ablenkung eines Teils der amerikanischen Hauptmacht von Cerveras Schiffen), läßt man es so langsam wie irgend möglich nach den dreimal so weit entfernten Philippinen abgehn. Aber es gelangt nicht an sein Ziel. Im Suezkanal bleibt es stecken, muß eine Million Durchfahrtszoll zahlen und kehrt dann wieder um. Admiral Cervera, ohne Hoffnung auf Hilfe, wird unterdessen von den allmählich zusammengezogenen feindlichen Schiffen blockiert, sozusagen „auf Flaschen gezogen,“ woraus ihm kein Vorwurf gemacht werden kann, da es gar nicht in seiner Macht lag, das zu hindern. Zudem konnte, wie die Dinge einmal lagen, eine Ablenkung der Amerikaner von der Hauptstadt Havana den Spaniern nur willkommen sein, da dadurch für sie einft-

weilen eine strategisch günstigere Lage geschaffen wurde. Soweit also blieb Cervera immer noch der Held des Tages, der mit seinen wenigen Streitkräften die ganze feindliche Flotte beschäftigte. Die Situation hatte den Kriegsschauplatz wesentlich verschoben, zu Ungunsten seiner Gegner.

Jetzt aber beginnt auch bei Cervera das Unkluge. Auf wiederholtes Bitten und Drängen macht er bei hellem Tage den wahnsinnigen Ausfall, der in der Seekriegsgeschichte ohne Parallele ist. Es ist wirklich nicht zwecklos, sich die Lage Cerveras zu vergegenwärtigen und dann einmal zu fragen: Was würde ein persönlich ebenso mutiger englischer, deutscher oder amerikanischer Admiral an seiner Stelle gethan haben? Zwei Möglichkeiten standen ihm offen, um wenigstens mit Ruhm unterzugehen: entweder mit kaltblütiger Entschlossenheit das Eindringen der Flotte Sampsons in die enge Hafeneinfahrt abzuwarten, oder nachts den Durchbruch auf die See zu versuchen, möglichst mit Überraschung des Feindes, kurz vor Tagesanbruch.

Vorher aber konnte er seine eignen Torpedoboote Nacht für Nacht als Scheinangreifer, günstige Gelegenheiten ausnuzend vielleicht auch als wirkliche Angreifer verwenden, um den Feind durch unaufhörliche Anspannung der Nerven zu ermüden, was ihm bei einem häufigen Wechsel der Boote nur einen kleinen Teil seiner Leute verbraucht hätte, während er die ganze feindliche Flotte durch geschickte Manipulationen in Atem halten konnte. Gleichzeitig wäre es dadurch eher denkbar gewesen, den Augenblick seines Ausfalls mit den Schlachtschiffen nach Möglichkeit zu verschleiern.

Was thut Cervera? In heller Vormittagsstunde\*) dampft er mit seinen Panzerschiffen neuester und stärkster Konstruktion wie zur Parade aus der Bucht heraus und läßt alle seine schönen Schiffe „vorschriftsmäßig“ wie schwimmende Scheiben zusammenschießen. Die schnellen Torpedoboote schießt er nicht einmal als Scharfschützen voraus, sondern läßt sie ganz zuletzt achterher laufen. Nicht einen einzigen der moralischen Vorteile, die sein Entschluß ihm trotz allem noch in die Hand gab, hat Cervera auszunutzen verstanden. Er verzichtete auf den Angriff! Statt mit aller Kraft gegen den Feind zu rennen, wandte er den Kurs seitwärts an der Küste entlang, gegen die er selbstverständlich von den aufdampfenden amerikanischen Schlachtschiffen von Minute zu Minute mehr gedrängt wurde. Was Cervera that, war schnurstracks gegen jede seemännische Einsicht. Sein eignes Flaggschiff, der Cristobal Colon (1891 vom Stapel gelaufen), hatte bedeutend stärkere Maschinen als die amerikanischen Schlachtschiffe. Ein einziger gut angebrachter Rammstoß, und die augenblickliche Verwirrung wäre ihm oder einem seiner Kapitäne sehr zu statten gekommen, um durchzubrechen und mit Hilfe der schnellern Maschinen die See zu gewinnen. Selbst wenn die Geistesgegenwart und geschickte Seetaktik der Amerikaner sein

\*) Auf der amerikanischen Flotte wurde gerade der sonntägliche Gottesdienst abgehalten.

Entkommen trotzdem noch vereitelt hätte, viel schlechter hätte es ihm nicht gehn können als bei der kläglichen Hezjagd an der Küste entlang, wo ein Panzer nach dem andern ruhmlos zu Grunde ging und auf den Strand gesetzt wurde, während die Schiffbrüchigen von den kubanischen Räuberbanden oben drein noch mit Flintenschüssen empfangen wurden, bis Kapitän Evans Amerikaner landen ließ, um diese befreiten Freiheitshelden zu vertreiben.

Der zweite, für Cervera viel günstigere Fall wäre gewesen, wenn er den Feind in der Bai von Santiago erwartet hätte. Die Einfahrt ist so schmal, daß sie die gleichzeitige Durchfahrt mehrerer Schiffe nicht zuläßt. Außerdem lagen noch Reste des Merrimac da, den Leutnant Hobson versenkt hatte, ein Manöver, das so viel bewundert wurde, aber selbst wenn es geglückt wäre, doch von zweifelhaftem Wert für die Amerikaner gewesen wäre, da es ihnen ebenso die Einfahrt, wie den Spaniern die Ausfahrt versperren mußte. Über den Geniestreich läßt sich zum mindesten diskutieren. Undiskutierbar aber bleibt die Art, wie der „Held des Merrimac“ (wie schnell doch in Ländern, wo man lange keinen Krieg gehabt hat, Helden gemacht werden!) von den verrückten Amerikanerinnen öffentlich abgeküßt worden ist. Da die dortigen Blätter selbst kein Hehl aus der Abgeschmacktheit machen, muß man sie glauben. — Die Einfahrt Sampsons wäre nicht ohne beträchtliche Opfer für die Amerikaner möglich gewesen, denn erstens hätten die Spanier mit derselben Todesverachtung gekämpft, wie bei Cavite, diesmal aber in ebenbürtigen Schiffen, zweitens konnten die trotz der wochenlangen Beschießungen immer noch nicht zum Schweigen gebrachten Hafensbatterien (Fort Morro und Socopa) aus nächster Nähe die wirksamste Unterstützung geben. Die Zielsicherheit der Amerikaner hätte bei einem so verwegenen Nahkampf, der das Zielen überflüssig macht, nicht ein solches Übergewicht gehabt wie auf offener See, wo sie beliebig Distanz nehmen konnten und ein Schiff Cerveras nach dem andern in Brand schossen, während „alle amerikanischen Schiffe zusammen einen einzigen Toten“ hatten.

Was Cervera that, war also auch keineswegs ein Heldenstück — persönlichen Mut hat man ihm ja ohnedies zugetraut —, sondern gerade heraus gesagt: spanische Kopflosigkeit allerechtester Art. Es ist geradezu lächerlich, wenn man liest, wie die sensationsbedürftigen Yankee den gefangnen Admiral mit ostentativer Gastfreundschaft öffentlich gefeiert haben. Sie wußten wohl, warum; ihr leichter Sieg bedurfte eines künstlichen Reflektors, um größer zu erscheinen. Dazu war ihnen der gefangne Seeheld eben recht. Das ist auch ein Stückchen „Kriegspsychologie.“

Was würde ein deutscher, englischer oder amerikanischer Admiral zu erwarten haben, wenn er wie Cervera gehandelt hätte? Unfehlbar das Kriegsgericht. Eine derartige Möglichkeit bei einem Kommandanten unsrer Marine oder einem Angelsachsen überhaupt nur vorauszusetzen, erscheint schon aus rassen-

psychologischen Gründen unzulässig. Dieser Ausdruck mag vielleicht befremden in seiner Anwendung auf den einzelnen Fall, aber einen zutreffendern wüßte ich wirklich nicht zu finden. Jeder tüchtige Seeoffizier muß auch zugleich ein geborner Seemann sein, und gerade darin sind von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart die romanischen Rassen niemals den germanischen ebenbürtig gewesen. Man setze einmal an Cerveras Stelle einen Nelson, van Tromp, Ruyter, Prinz Adalbert, Werner, Knorr und frage sich, ob alle diese Männer nicht ganz selbstverständlich in einem noch so verzweifelten Kampfe gegen einen zehnfach überlegnen Feind den Preis ihres eignen Untergangs nach der Anzahl der feindlichen Schiffe bemessen haben würden, die sie durch Gewalt, Kühnheit oder List „mit in die Hölle hineinreißen“ könnten? Ganz gewiß.

Auch hier ist also, abgesehen von rein technischer und numerischer Ungleichheit, die Verschiedenheit der Rasse sehr wesentlich für eine richtige Beurteilung. Auf amerikanischer Seite, wenn auch nicht „Heldenmut“ (obwohl dieser gegebenen Falls nicht fehlen würde), jedenfalls Geistesgegenwart, Treffsicherheit und seemannische Gewandtheit; auf der andern nur ein toller Entschluß, dem im entscheidenden Augenblick alles, absolut alles fehlte, was seine Durchführung hätte erklären und militärisch rechtfertigen können.

Angeichts dieser Thatfachen scheint es durchaus begreiflich, wenn der deutsche Admiral Blüddemann es offen aussprach, daß Spanien durch seine Kriegführung unsre anfänglichen Sympathien, die natürlich dem schwächern Volke galten, verschert habe. In Bezug auf Langsamkeit und Planlosigkeit, überhaupt Unfähigkeit der Oberleitung, wetteiferte die Union mit Spanien, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß im gegebenen Augenblick jedesmal die Initiative und praktische Auffassungsgabe der Yankee die Fehler ihrer Oberleitung wieder ausgleichen konnte.

Ich möchte die Überlegenheit der Amerikaner auf die Eigenschaft zurückführen, die ihnen von manchen oberflächlich Urteilenden oder Nichteingeweihten meistens abgesprochen wird, nämlich auf ihre Disziplin, auf eine gewisse innere Disziplin der anglosächsischen Rasse im allgemeinen. Sie ist nicht immer ausgebildet, oft nur latent, aber im Ernstfall hat sie ihre Belastungsprobe zu allen Zeiten gut bestanden.

Um nicht für anmaßend gehalten zu werden, muß ich hier betonen, daß mit dem Wort „oberflächlich Urteilenden“ keineswegs angedeutet werden soll, daß ich meine Meinung an sich im geringsten höher einschätze, als die irgend eines andern. Nur soviel darf ich in eigner Sache erwähnen, daß ein zwölfjähriger Aufenthalt in England und den Vereinigten Staaten mir hinreichende Gelegenheit und Muße gab, die nationalen Eigentümlichkeiten der beiden stammverwandten und doch wieder so verschiednen Völker gründlich kennen zu lernen. Reisen und Besuche sind gewiß immer lehrreich, weil frische und wechselnde Eindrücke die Beobachtung schärfen und manche Vorurteile beseitigen können;

in die Volksseele und ihre treibenden Kräfte dringt aber meistens nur der ein, der neben und in ihr lebt, wirkt und mit ihren geistigen Triebfedern zu rechnen hat. In diesem Sinne, nur in diesem, mögen meine Beobachtungen und die daraus gezogenen Schlüsse vielleicht etwas wert sein.

Alle auf den nordgermanischen Mutterstamm zurückführbaren Völker sind, geht man den Dingen auf den Grund, durch ihre Disziplin das geworden, was sie heute sind: stark und frei. Das ist das Geheimnis ihrer Überlegenheit in Krieg und Frieden, im Geschäftsleben, im Staat und in der sozialen Reform. Denn niemand möge sich der argen Täuschung hingeben, als sei Disziplin ein Merkmal slavischer Gesinnung. Ganz das Gegenteil. Nur starke Rassen haben Disziplin, je kräftiger ein Volk, um so mehr Mannszucht entwickelt es im Angesicht großer Aufgaben oder in Zeiten der Not und Abwehr. Man kann hier geradezu von einer Disziplin der Herrenrassen sprechen. „Mit solchen Truppen nehme ich die Welt,“ rief, bezeichnend genug, ein Franzose, der den Sturm auf die Düppler Schanzen sah. Zum Glück hat Preußen keine solche Eroberungsgelüste, trotz seines stark entwickelten Kraftbewußtseins. Seine Herrscher und Staatsmänner wissen, daß für Kontinentalstaaten Konzentration in vernünftigen Grenzen mehr Kraft und Gesundheit verbürgt, als Expansion.

Durch seine günstige Lage, mit der höchstens die Lage Japans verglichen werden kann, mußte das angelsächsische Inselvolk die Vorherrschaft zur See gewinnen. Abstammend von der Bevölkerung unsrer Nord- und Ostseeküsten, nach der Schlacht bei Hastings 1066 durch normannische Mischung verstärkt, war es von Anbeginn für die See nicht für das Genießen der See wie in mehr südlichen Ländern, sondern für den Kampf mit dem Meere geboren und erzogen. Das nordische Meer züchtet wortfarge, verschlossene, aber zugleich freie und entschlossene Männer, stille Menschen, die aber einen weiten Horizont lieben, die weitfichtig sind. Es ist darum rassenpsychologisch sehr bedeutsam, daß in England die Überreste der skandinavischen Bevölkerung den Nordosten besetzten (Yorkshire, Lancaster, wo bis zum heutigen Tage sogar noch „musikalische Engländer“ nichts seltnes sind), die Friesen aber die südlichen Küstenstriche nebst Isle of Wight nahmen, nachdem — auch das ist interessant — die germanischen Stämme den bedrängten Kelten geholfen hatten, die „rauhem“ Briten wieder in die schottischen Berge zu vertreiben. Die schweigsamen Friesen zog es unwiderstehlich hinunter an die mehr flachen Küsten mit weit vorliegendem Strand, wo sie der ewigen Brandung heimatlichen Sang hören und den Blick am weiten Horizont schweifen lassen durften.

Nicht die Übermacht an Zahl allein hat, wie vielfach angenommen wird, den Engländern ihre Vorherrschaft über die Franzosen und Spanier zur See gegeben. Sie sind die Abkömmlinge der Sachsen, die schon den Römern ein Schrecken waren, weil sie „bei jedem Winde segeln konnten,“ die Nachkommen der Wikinger oder doch durch keltische Blutmischung kaum geschwächten Nor-

mannen, deren alte Seekönige mit ihren Drachenschiffen bis nach Sizilien kamen. Hatten sie Beute gemacht, so ging's wieder zu Schiff gen Norden. Denn die Sonne des Südens wärmt, aber macht träge und erschläft die Sehnen. Hatten die Nordmänner geruht und gezecht und geliebt, so zog es die Stärksten und Tapfersten wieder zur heimatlichen Salzflut und zu rauhern Lüften; nur ein Teil blieb zurück, „die südliche Rasse zu verbessern.“ Die andern bestiegen die Drachenschiffe; ihr Lebenselement war die Anspannung der überschüssigen Kräfte; sie liebten die nordische See wie einen Gegner, mit dem man ringt, um zu erproben, wie stark man ist.

(Schluß folgt)



## Der Bernstein als Stoff für das Kunstgewerbe

Von E. von Czihak



reußens Kleinod, wie ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts den Bernstein nannte, „das samländische Gold,“ wie ihn der Heimatstolz der heutigen Provinzbewohner gern bezeichnet, hat eine sehr ansehnliche, bis in graue Vorzeiten hinaufreichende Geschichte. Von den sagenhaften Handelsfahrten der Phönizier nach der Bernsteinküste bleibt bei näherer Untersuchung allerdings wenig übrig; aber wir haben über ihn weit ältere, ungeschriebne Nachrichten, die sich auf das Studium der vorgeschichtlichen Funde stützen. Diese bezeichnen eine lange Handelsstraße, die von Südschweden und der jütischen Halbinsel durch das Rhein- und Rhonethal bis zu den gallischen und italischen Seeplätzen am Ligurischen und Adriatischen Meer und von da bis zu den griechischen Küstenstädten des Peloponnes reicht. Eine besondere Wertschätzung erfuhr das edle Harz in dem östlich von dem Apennin gelegnen Teile Oberitaliens bis zur Mündung des Po in das Adriatische Meer, nicht bloß bei den in den Pfahldörfern hausenden Urbewohnern dieses Landstrichs, sondern auch noch bei dessen spätern gallischen Eroberern bis in die geschichtlich verhältnismäßig hellen Zeiten des vierten Jahrhunderts vor unsrer Zeitrechnung. Es ist merkwürdig, daß der Mythos des Altertums, der mit der Entstehung des Bernsteins in Verbindung gebracht ist, die Phaethonsage in die Gegend des Po, des Eridanus der Alten, gelegt ist. Bei Phaethons Sturz in den Eridanus wurden seine Schwestern, die Heliaden, in ebensoviele an den Ufern dieses Flusses stehende Schwarzpappeln, ihre Thränen in das kostbare Elektron, den Bernstein, verwandelt.